

Die mittelalterliche deutsche Kaiserpolitik und der deutsche Osten.

Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft am 27. Juni 1931 von Theodor Mayer.

Das ganze deutsche Volk feiert morgen das Gedächtnis eines seiner größten Söhne. Zum 100. Male jährt sich der Tag, an dem der Freiherr vom Stein für immer seine Augen geschlossen hat. Wir gedenken in Ehrfurcht und Stolz des Staatsmannes, der unserem Volke in schwierigster Zeit ein Führer, Wegbahner und Wegweiser, des Deutschen, der für alle Zukunft ein Vorbild gewesen ist. Gern schließt sich der mittelalterliche Historiker der allgemeinen Feier an, er hat aber noch eine besondere Dankeschuld abzutragen. Auf den Freiherrn vom Stein geht die im Jahre 1819 erfolgte Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zurück, die sich die Aufgabe gestellt hat, die deutschen Geschichtsquellen bis zum Jahr 1500 herauszugeben. Ohne die eifrige Tätigkeit des Freiherrn wäre das Werk von 1819 nicht zustande gekommen. Weit über 100 Bände der Monumenta Germaniae historica sind bisher schon erschienen, die Arbeiten an der Herausgabe selbst, die Benützung der Ausgaben haben der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts die führende Rolle in der internationalen Geschichtswissenschaft gesichert. Ein ständiger Jungbrunnen ist dieses Werk für unsere Wissenschaft geworden und bis heute geblieben.

Das große Unternehmen war von Anfang an auch als ein vaterländisches, ein gesamtdeutsches gedacht; jeder Band trägt den Wahlspruch: „Sanctus amor patriae dat animum“. Die Geschichte des starken, geeinten Volkes und seines nationalen Aufschwungs im Zeitalter der deutschen Kaiser sollte wachgerufen und wach erhalten werden. Das Ziel ist erreicht worden, die deutsche Kaisergeschichte ist tatsächlich wieder lebendig geworden.

Gegenwartsorgen und Gegenwartshoffnungen haben aber Zweifel angeregt, ob die Zeit, in der die deutschen Kaiser an der Spitze des christlichen Abendlandes standen, da man es als oberste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft ansah, den Gottesstaat auf Erden zu errichten, Transzendentes mit Irdischem zu verbinden, in der der Typus „der deutsche Mensch“ so rein ausgebildet war wie sonst nie, ob wirklich diese Zeit nicht eine Epoche der furchtbarsten politischen Irrtümer gewesen ist, an deren Folgen unser Volk heute noch zu tragen hat. Seit mehr als 70 Jahren geht ein lebhafter Streit um diese Frage, der immer wieder auflodert und zu neuem Nachdenken über die Aufgaben und Ziele der historischen Wissenschaft zwingt. Den wissenschaftlichen Ausgangspunkt bildet die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von W. Giesebrecht, deren erster Band 1855 erschienen ist. An sie schloß sich dann der berühmte Streit zwischen Julius Ficker und Heinrich Sybel, die in ihren 1861 und 1862 erschienenen Streitschriften eine klare Formulierung der Frage vorgenommen und eine Beantwortung geliefert haben, die in der Folge im einzelnen ausgebaut und vertieft, aber doch im ganzen immer beibehalten worden sind. Die führenden Männer der Wissenschaft haben in den Streit eingegriffen, Dietrich Schäfer, Georg v. Below, Alb. Brackmann, Johannes Haller, Karl Hampe, Hans Hirsch, Ad. Hofmeister, Fritz Kern und viele andere, die ich hier nicht namentlich aufzählen kann. Eine Einigung ist auch heute noch nicht erzielt, aber eines können wir sagen: daß dieses Grundproblem mehr als irgendein anderes anregend auf die Forschung gewirkt hat und fruchtbar geworden ist, denn immer von neuem, unter anderen Gesichtspunkten und durch neue Forschung trachtete man zu einem besseren Urteil zu gelangen. Und wenn wir gerade heute auf dem besten Wege zu einer neuen vertieften Auffassung und Behandlung der mittelalterlichen Kaisergeschichte sind, wenn wir heute in der Verfassungsgeschichte die leitende Linie erkennen, freilich uns dabei bewußt werden, daß diese selbst einer grundlegenden Neubearbeitung bedarf, wenn wir heute als die wichtigste Quelle die Urkunde erkennen und als das wichtigste Mittel zur Erkenntnis die Urkundenforschung, so hat auch hiefür die Frage nach dem Gehalt und der Bedeutung der hochmittelalterlichen Kaisergeschichte anregend gewirkt.

Der Streit hat sich nicht so sehr um die Feststellung der Tatsachen gedreht, als um deren Wertung und Einordnung, um deren Beurteilung. Darin liegt der Grund, daß ein einheitliches Urteil bislang nicht erzielt worden ist; ja, es ist schon die Frage erörtert worden, ob es Sache des

Historikers sei, Urteile über vergangene Zeiten zu fällen. L. v. Ranke hat es als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft hingestellt, festzustellen, „wie es war“. Dürfen wir darüber hinausgehen und über die Vergangenheit auch urteilen? Um urteilen zu können, braucht man einen Wertmaßstab. Welcher Maßstab soll als der gültige anerkannt werden? Gibt es überhaupt einen alleingültigen Maßstab? Diese Frage stellen, heißt sie verneinen. Wohl können wir etwa den Gedanken der sittlichen Ideale als entscheidenden Maßstab wählen, aber wir müssen dann gleich feststellen, daß dieser Gedanke in vergangenen Zeiten ebensowenig angewendet worden ist, wie in unserer Gegenwart und daß wir mit solchem Maßstab nicht weit kämen. Religion und Kirche, Staat und Nation, Kultur und Wirtschaft sind andere Leitgedanken, aber alle besitzen weder eine unbedingte ewige Gültigkeit, noch auch sind sie ihrem Sinne nach zu allen Zeiten gleichgeartet. Höchstes Menschentum in jeder Form hat sich zu allen Zeiten eigene Ideen, eigene Werte und eigene Maßstäbe geschaffen, die wir als Historiker anerkennen müssen. Unter solchen Umständen gibt es kein immer gültiges Urteil über die Vergangenheit. Man könnte sich allenfalls darüber einigen, daß irgendwelche Tatsachen unter dem Leitgedanken der Religion oder des Staates, des Volkes, der Kultur, der Wirtschaft in irgendeiner Weise beurteilt werden müssen, aber bei einem Gesamturteil würde sofort die Frage auftauchen, welche von den zahlreichen möglichen leitenden Ideen die eigentlich führende ist, der die anderen unterzuordnen sind. Und doch glaube ich, daß man sich selbst darüber einigen wird, wenn man etwa die Geschichte der Römer oder Griechen oder der alten Perser, Ägypter oder Babylonier bespricht. Aber das Problem ist unendlich viel schwieriger, sobald die Geschichte des eigenen Volkes behandelt wird. Die Geschichte unseres Volkes ist ein Teil von uns selbst und unsere Generation ein Teil dieser ununterbrochenen Ganzheit, die sich auf Jahrtausende hin erstreckt und in Ewigkeit sich weiter erstrecken wird. Wir sind das Endprodukt unserer Geschichte, aber gleichzeitig auch — und darin liegt unsere große politische Verantwortung — der Ausgangspunkt für neues historisches Werden. Deshalb ist unsere eigene Geschichte für uns mit zahlreichen Gefühlswerten ausgestattet, die in der Geschichtsauffassung nie ganz unterdrückt werden können. Immer wieder wird die eigene Geschichte durch die Brille der weltanschaulichen, vielleicht auch der staatspolitischen oder sogar der parteimäßigen Überzeugung betrachtet. Daraus erklärt sich z. B. die merkwürdige Tatsache, daß, obwohl die überwiegende Mehrzahl der mittelalterlichen Historiker nicht den Standpunkt

Sybels in der Frage nach der Berechtigung der Kaiserpolitik teilt, in der allgemeinen und Schulauffassung durchaus dieser Standpunkt herrscht. Die Gegenwart hat immer an jenen geschichtlichen Problemen ein besonderes Interesse, die eben wieder aktuell sind. Das ist gerechtfertigt, aber es ist unzulässig, aus augenblicklichen Verhältnissen, die sicher nur Übergang gewesen sind, ewige Maßstäbe abzuleiten. Man hat im Verhältnis zur mittelalterlichen Kaisergeschichte von einer großdeutschen und einer kleindeutschen Geschichtsauffassung gesprochen und damit Bezeichnungen, die dem politischen Leben des 19. Jahrhunderts entnommen sind, auf die Vergangenheit übertragen. Wir ringen uns heute zu einer gesamtdeutschen Auffassung in der Politik durch, wir wollen aber ebenso eine gesamtdeutsche Auffassung der Geschichte haben. Wir gehen nicht mehr von der sonderstaatlichen Auffassung des Südens oder Nordens im 19. Jahrhundert aus, sondern vom deutschen Volk in seiner Gesamtheit. Unsere Aufgabe ist daher die Erforschung der Struktur des Ganzen, wir sehen nicht im Teil den Selbstzweck und das Endziel, sondern wollen dessen geschichtliche Funktion als die eines Teiles erkennen und verstehen, beurteilen werden wir sie nur nach der gesamtdeutschen Auffassung. Wir sehen in jedem Zeitabschnitt und in jedem Geschehen nur ein zeitliches Glied der Ganzheit unserer Geschichte, das eine Vergangenheit mit einer Zukunft verbindet, nicht etwas Alleinstehendes, zeitlich Zusammenhangloses. So hoffen wir zu einer Geschichte zu kommen, die für das ganze Volk eine verbindende und einigende Tradition, ein gemeinsames Kulturgut aller ist, gleichgültig, ob der einzelne mehr an den Norden oder den Süden, an den Osten oder an den Westen gebunden ist.

Ich glaube, daß wir damit die Ranke'sche Geschichtsauffassung in Wirklichkeit erst richtig erfassen und beibehalten, und daß wir zu solchem Vorgehen berechtigt, ja verpflichtet sind. Wenn die eigene Geschichte Kulturgut sein soll, so genügt nicht die Einzelforschung und nicht eine Anhäufung von Tatsachen, die dem Schüler die Geschichte verkeheln und die solange tot bleiben, als sie nicht von jeder Generation neu erarbeitet und nachgeföhlt werden. Tatsachenkenntnis kann jede Generation von der vorhergehenden übernehmen, Geschichte als lebendiger Kulturwert, geschichtliche Tradition als Bestandteil der Gegenwart muß immer wieder und von jeder Generation von neuem erarbeitet werden. Jede Generation wird die Geschichte nach ihren besonderen, in den jeweiligen historischen Aufgaben begründeten Maßstäben deuten und beurteilen. Weil das aber nicht selten in unwissenschaftlicher Weise

erfolgt und deshalb gefährlich sein kann, darf sich der Historiker hier nicht abseits stellen; sonst werden die breiteren Kreise ihr Bedürfnis nach Verständnis und Deutung der Geschichte anderwärts befriedigen. Darin liegt die vaterländische Pflicht des Historikers, daß er als fachmännischer Berater und Führer dem Volke jene Kulturwerte vermittele, die diesem das sichere Gefühl seiner selbst geben, damit ihm nicht durch den Zwist vergangener Zeiten die Gegenwart noch mehr zerrissen, und daß ihm vielmehr statt Kritizismus Ehrfurcht vor der Vergangenheit und den Taten unserer Vorfahren eingeflößt werde. Dann wird die Geschichtswissenschaft eine lebendige Kulturwissenschaft bleiben.

Die erhabenste geschichtliche Tradition unseres ganzen Volkes ist die Geschichte der deutschen Kaiserzeit, der drei Jahrhunderte von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, als die deutschen Herrscher die unbedingten Führer des christlichen Abendlandes waren, ihnen widerspruchslos der Vorrang gegenüber allen christlichen Königen zukam, als ein großer Teil Italiens, unter den späteren Staufern fast das ganze Land mit Sizilien unter der Herrschaft der deutschen Kaiser stand. Die Streitfrage ist aber die, ob nicht gerade diese Politik, die auf die Beherrschung Italiens und auf engste Fühlung und Zusammenarbeit mit dem Papst abzielte, doch letzten Endes eine Verirrung gewesen, eine Politik des romantischen Idealismus, die unergiebig geblieben ist und unergiebig bleiben mußte, während eine gesunde Realpolitik unsere Herrscher nach dem Osten führen mußte. Dort allein sei dauernder Landgewinn zu holen gewesen. Wegen der Italienpolitik seien die Ostaufgaben und ihre Möglichkeiten vernachlässigt worden, sonst wäre es möglich gewesen, die Grenzen des Deutschen Reichs bis zur Weichsel und Duna vorzuschieben, dieses Gebiet dem deutschen Staat einzugliedern und dessen Bevölkerung zu germanisieren, noch ehe diese Völker zu einem eigenen Staate oder einem wahren Nationalbewußtsein gereift waren. Deutschland wäre dadurch dauernd zum führenden Staat in Europa, die heute so schwierige Ostfrage von vornherein unmöglich geworden. Um dieses Ziel zu erreichen, hätten die deutschen Herrscher zuerst eine Rahmenherrschaft in diesen weiten Ländern im Osten errichten müssen, dann hätte der deutsche Bauer dieses Gebiet im Laufe der Zeit kolonisieren müssen; wenn in Wirklichkeit die deutschen Bauern zuerst das Mutterland kolonisiert hätten, so sei diese Reihenfolge verkehrt gewesen, zuerst hätte man den Osten kolonisieren und dadurch eindeutschen müssen, dann wäre noch immer Zeit zur Kolonisierung des deutschen Mutterlandes geblieben.

S. Kern hat in jüngster Zeit dieses Problem in umfassender Weise behandelt und ist in Fortsetzung und in scharfer Formulierung der Sybelschen Gedanken zu dieser Gedankenreihe gekommen.

Drei Fragen erheben sich gegenüber dieser Auffassung. War die Italienpolitik wirklich eine Politik des romantischen Idealismus? War die Errichtung einer Rahmenherrschaft im Sinne Kerns möglich? Hätte sie zu einer Germanisierung dieses Gebiets in dem Sinne geführt, so daß man sagen kann, daß dann die Ausdehnung des deutschen Volksbodens eine wesentlich andere wäre als sie heute tatsächlich ist?

Wir empfinden es überhaupt als unhistorisch, den politischen Gehalt einer drei Jahrhunderte währenden Epoche als Politik romantischer Ideale zu bezeichnen. Es geht nicht an, die Bedeutung des Fortlebens der antiken Gedanken im Mittelalter zu leugnen und die Roms als Mittelpunkt der christlichen Welt zu unterschätzen. Rücksichtnahme auf den Ideengehalt einer Zeit ist Realpolitik, seine Vernachlässigung hat sich noch zu allen Zeiten aufs bitterste gerächt. Diese Feststellung müssen wir vorausschicken, ohne daß wir deshalb die Frage überhaupt aufwerfen, ob politische Wunschgedanken der Gegenwart als historische Maßstäbe zulässig sind. Waren aber wirklich keine realpolitischen Erwägungen für die Kaiser- und Italienpolitik der deutschen Herrscher maßgebend? A. Braßmann hat nachgewiesen, daß die Rompolitik Karls des Großen als Glied eben seiner Ostpolitik zu verstehen ist. Ein Glied der politischen Ostaufgaben war die Missionierung dieser Länder und Völker. Um diese zu organisieren, brauchte Karl die Hilfe des Papstes. In noch viel stärkerem Maß tritt dieser Umstand bei der Erwerbung der Kaiserkrone durch Otto den Großen in Erscheinung, ja der Sinn des ottonischen Kaisertums ist gerade der Sieg über die heidnischen Ungarn sowie die Einleitung und Durchführung der Ostmission, für die im Erzbistum Magdeburg ein organisatorisches Kraftzentrum geschaffen wurde, was wieder nur in Verbindung mit Rom möglich war. Von der Karfreitagsliturgie ausgehend, hat H. Hirsch den schönen Nachweis ausgearbeitet, daß die Bekehrung der Ungläubigen als eigentlicher Inhalt und oberste, universale Aufgabe des Kaisertums angesehen worden ist. „Es ist eine Eigenheit der Ideen, die das hohe Mittelalter erfüllen, daß sie in Formen ausgeprägt erscheinen, die der Metaphysik angehören, daß sie aber in dem Augenblicke, in dem sie zum Zwecke der Verwirklichung die Schwelle des Irdischen betreten, auch den Forderungen des Erdendaseins voll entsprechen. Von der eben geschilderten Gedankenwelt sind für die Christia-

nisierung und Germanisierung des Ostens die stärksten Impulse ausgegangen“ (H. Hirsch, Mitt. d. öst. Inst. f. Gesch.-Forsch. 44, 14).

Wir können gerade in diesem Jahr eine Erörterung der deutschen Ostpolitik nicht vorbegehen lassen, ohne des Deutschen Ritterordens zu gedenken, der sich eben vor 700 Jahren im deutschen Osten dauernd niedergelassen hat und einer der wichtigsten Faktoren der Germanisation geworden ist. Mit Stolz blicken wir alle auf die großen Leistungen des Ordens, es muß aber auch hier gesagt werden, daß er ein christlicher Orden gewesen ist, der nach den Kämpfen um die heiligen Stätten keine Betätigung mehr fand und, nachdem die Gründung eines Ordensstaates in Siebenbürgen nicht geglückt war, das Bekehrungswerk in Ostpreußen aufnahm, und der solange groß und innerlich stark war, als er ein Bekehrungswerk durchzuführen hatte.

Missionierung von Deutschland aus bedeutete kulturelle Durchdringung und Angliederung an den germanischen Kulturkreis und war die unumgängliche Vorstufe für die Germanisierung. Missionierung und Missionspolitik waren höchst realpolitische Ziele. Hätte der abendländische Kaiser diese Aufgabe nicht auf sich genommen, so wäre schon das oströmische Kaisertum bereitgestanden, sie durchzuführen, wie uns die Missionstätigkeit von Cyrill und Method in Mähren in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts beweist.

J. Haller hat erklärt, daß es begreiflich sei, daß die deutschen Herrscher nach Italien zogen, wo ihnen leichter Gewinn winkte, während ihnen an der Eroberung der Sümpfe und Sandhügel im Osten nicht viel gelegen sein konnte. Diese Formulierung mag zu scharf sein, aber jedenfalls waren es nicht wirtschaftliche und man kann sagen, auch nicht nur politische Gründe, die die deutschen Herrscher nach dem Osten geführt haben, es kamen vielmehr besonders auch die Missionsgedanken dazu, die die Blicke der deutschen Herrscher und des deutschen Volkes nach dem Osten lenkten. Die nach dem Osten gerichtete Ausdehnungspolitik der deutschen Könige stand in engster Verbindung mit dem Kaisertum und seinen idealen, christlichen Aufgaben und erhielt durch dieses mächtige Förderung und sittliche Rechtfertigung im Sinne der Zeit. Ist eine solche Königs- und Kaiserpolitik vom Standpunkt des deutschen Ostens aus keine Realpolitik?

Und nun zur eigentlichen Italienpolitik, jener Politik, die auf die Herrschaft über Oberitalien abzielte. Mit Recht wurde von G. v. Below auf die weltgeschichtliche Bedeutung der Erwerbung der

italienischen Königskrone durch Otto den Großen hingewiesen. Man wollte diese Tat mit allen möglichen Erwägungen, die modernen politischen Verhältnissen, besonders auch wirtschaftlichen entspringen, begründen. Jüngst aufgefundene Quellen und der Aufstand des Schwabenherzogs Liudolf, des Sohnes Otto des Großen, gegen diesen beweisen uns mit voller Sicherheit, daß es sich damals darum gehandelt hat, ob der Süden Deutschlands, Bayern oder Schwaben oder beide vom Reiche abgetrennt und mit Italien und vielleicht auch Burgund zu einem eigenen Staate zusammengeschlossen würde. Man darf nicht vergessen, daß die Entstehung, geschweige denn der Bestand einer geeinten deutschen Nation im 10. Jahrhundert noch durchaus nicht gesichert und selbstverständlich war.

War also die Italienpolitik Ottos des Großen von realpolitischen Erwägungen getragen, so hat in jüngster Zeit Paul Kehr gezeigt, daß auch die Politik Heinrichs III., des Priesterkaisers, eine staatliche Realpolitik und nicht eine von phantastischem Idealismus getragene Universalherrschaftspolitik gewesen ist. Die italienische Politik Barbarossas zielte auf die Errichtung eines königlichen Territorialstaates in Italien ab, der die materiellen Mittel liefern sollte und konnte, um deutsche Politik zu treiben. Sie war durch die deutschen Verhältnisse bedingt, wo die Bildung einer starken königlichen Gewalt angesichts der Macht der Welfen und überhaupt der Fürsten unmittelbar unmöglich war.

Nun zur zweiten Frage, ob die Errichtung und Festhaltung einer Rahmenherrschaft bis zur Weichsel und Düna möglich gewesen wäre. Wir können diese Frage nicht glatt beantworten, wir wollen sie aber, schon um die folgenden Erörterungen nicht von vornherein abzuschneiden, auch nicht schlankweg verneinen. Vor allem ist darauf hinzuweisen, daß gerade die Errichtung einer „Rahmenherrschaft“ dem Organisationsprinzip des Deutschen Reiches, das nicht auf einer zentralistischen Staatsgewalt aufgebaut war, vorzüglich entsprochen hätte. Freilich allzuleicht darf man sich die Lösung dieser Aufgabe und allzu primitiv die staatliche Entwicklung im Osten nicht vorstellen. Die langen Kämpfe mit Boleslaus Chrobry allein beweisen die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens. Es wäre auch ganz falsch, anzunehmen, daß etwa für eine derartige Eroberungspolitik die deutschen Herrscher das ganze deutsche Volk hinter sich gehabt hätten. Schon Ziele und Auffassung des sächsischen Adels, der dem Osten am nächsten war, wichen hier von der Politik des nach dem Osten vordringenden Königtums weit

ab. Und überhaupt, der deutsche Staatsgedanke war nicht auf Eroberung, sondern vielmehr auf Erhaltung, auf die Wahrung des Friedens eingestellt. Aber nehmen wir die Möglichkeit der Errichtung einer solchen Rahmenherrschaft als gegeben an und suchen wir die Frage zu beantworten, ob eine Rahmenherrschaft wirklich zu einer Eindeutschung dieser weiten Ostgebiete geführt hätte, ob dann der deutsche Volksboden bis zur Weichsel und Düna reichen würde und die dauernde Führung Europas durch das Deutsche Reich gesichert gewesen wäre.

Diese entscheidende dritte Frage nach der Möglichkeit der Germanisierung wollen wir mit Hilfe der Siedlungsforschung beantworten. Ich freue mich, im Kreise der Gießener Hochschulgesellschaft die Frage der deutschen Kaiserpolitik besonders unter dem Gesichtspunkt der Siedlungsgeschichte erörtern zu können, weil diese Gesellschaft gerade für Zwecke der geschichtlichen Landesforschung namhafte Beträge gespendet hat. Die Siedlungsgeschichte wird aber in Zukunft zweifellos mehr als bisher als Grundlage auch für die politische Geschichte mit heranzuziehen sein.

Wir wollen zuerst eine Klärung der Frage an einem anderen Beispiel, bei dem eben diese von Kern geforderten Voraussetzungen gegeben waren, versuchen, das ist Böhmen.

Mit nicht zu langen Unterbrechungen stand Böhmen durch rund tausend Jahre innerhalb des Rahmens des Deutschen Reiches und unter dem Einfluß der deutschen Kultur. Die Zahl der slawischen Bevölkerung Böhmens vor rund tausend Jahren wird mit etwa einer Viertelmillion berechnet, war also nicht sehr groß. Das tschechische Siedlungsgebiet umfaßte ursprünglich nur einen verhältnismäßig geringen Teil Böhmens, die Flußtäler und -ebenen an der Elbe, der untersten Moldau und Beraun, an der Eger und Biela und außerdem noch die Gegend bei Pilsen und einzelne Gebiete an den Straßen, die nach dem Ausland führten. Von diesem schon von den Markomannen bewohnten Gebiet ausgehend, haben die Tschechen in erfolgreicher Kolonisationsarbeit das Gebiet etwa von Prag südlich bis Budweis und östlich bis zum böhmisch-mährischen Höhenrücken und auch westlich der Moldau urbar gemacht. Dann stieß die tschechische Kolonisation auf die deutsche, die über die Randgebirge herüberkam. Wer die entscheidende Kulturarbeit in einem Gebiete leistete, der bestimmte damit gleichzeitig auch seinen dauernden nationalen Charakter. Das war der Weg, wie z. B. die nordwestböhmischen Landstriche und die Budweiser Sprachinsel deutsch geworden sind. Dort lag einmal ein Neß tschechischer

Siedlungen, aber dieses war dünn und hatte große Lücken, denn die Tschechen haben die feuchten Gebiete nicht kolonisiert. Wo erst die überlegene deutsche Wirtschaftstechnik die wesentlichen Kulturarbeiten ermöglichte, da ist es zu einer Germanisation gekommen. Eine zwangsmäßige Germanisierung ist kaum in irgendeinem größeren Gebiete vorgekommen, ebenso wie auch die schweren, auf die Vernichtung des Deutschtums gerichteten Kämpfe der Hussiten in Wirklichkeit das Deutschtum nicht ausgerottet haben. Zu den spezifischen Kulturleistungen der Deutschen gehörten auch die Stadtgründungen, weshalb das Städtewesen in Böhmen fast ausschließlich deutsch gewesen ist. Bei dem ganzen Vorgang ist aber die politische Zugehörigkeit zum Deutschen Reich von geringer Bedeutung für das Deutschtum gewesen; es hat höchstens die Wirkung gehabt, daß vom Reich aus ein nationaler Kampf gegen das Tschechentum nicht eingeleitet worden ist, daß insbesondere keine Marken errichtet worden sind, sondern daß vielmehr gerade wegen der Zugehörigkeit zum Reiche der Kaiser kein Interesse an der Verschiebung der politischen und nationalen Grenzen gehabt und den böhmischen Landesfürsten in seinen Bestrebungen zur Erhaltung seines Gebietes unterstützt hat.

Die größeren und besonderen wirtschaftlichen Leistungen der Deutschen, besonders die Begründung des Städtewesens, hatte zur Folge, daß manche Tschechen sich den Deutschen, die von vornherein ein besseres soziales Recht hatten, freiwillig anschlossen, um dieser Vorteile teilhaftig zu werden. Wohl haben diese Umstände zur Eindeutschung beigetragen, aber dadurch entstand gleichzeitig im Land eine soziale Scheidung, die mit der nationalen parallel lief, weshalb dann die nationalen Kämpfe auf Seiten der Tschechen einen so ungewöhnlich stärkeren Widerhall fanden als bei den Deutschen, daß bei ihnen der nationale Gedanke früh erwachte und die weitesten Kreise erfaßte. Die Schriften von Cosmas von Prag und etwa des Dalimil beweisen uns das Vorhandensein einer nationalen Gesinnung am Beginn des 12. und des 14. Jahrhunderts. Dabei ist das böhmische Fürstenhaus selbst zumeist seinen deutschen Untertanen freundlich gesinnt gewesen, und man kann nicht sagen, daß von ihm die Germanisierung verhindert worden wäre. Jedenfalls sehen wir, daß eine tausendjährige Eingliederung Böhmens in das Deutsche Reich nicht zur Germanisierung des Landes geführt hat.

Anders ging die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in M e c k - l e n b u r g, denn dieses dünn besiedelte Gebiet ist ursprünglich slawisch

gewesen und dann im Lauf etwa eines halben Jahrtausends germanisiert worden. Es ist aber hier auf die Kleinheit des Landes, auf die starke, spezifisch deutsche Kulturarbeit und auf die lange Dauer des Germanisierungsprozesses hinzuweisen. Schlesien könnte hier noch angeführt werden, das ungefähr seit der Mitte des 12. Jahrhunderts zum Reiche gehört hat, dessen Bevölkerung sich wohl kulturell dem Deutschtum voll angeschlossen hat, aber trotz eines bis ins 20. Jahrhundert reichenden Germanisierungsprozesses nicht völlig germanisiert worden ist. Also auch dort, wo die Germanisierung tatsächlich erfolgt ist, hat sie sich räumlich in gewissen Grenzen gehalten und zeitlich einen langen Zeitraum in Anspruch genommen.

Analogieschlüsse sind zwar in der Geschichte immer sehr gefährlich, immerhin dürfen wir die bisher geschöpften Erkenntnisse zur Beurteilung der Verhältnisse im Gebiete des heutigen P o l e n s heranziehen. Vergleichen wir eine moderne Nationalitätenkarte dieses Raumes mit einer physikalischen Karte, dann fällt auf, daß es keine lineare Grenze gibt, sondern einen breiten Grenzraum, in dem deutsche und slawische Siedlungen nebeneinanderliegen, weiter daß die deutschen Siedlungen längs der Flüsse gelegen waren, in den breiten, vielfach ehemals sumpfigen oder feuchten Bruchlandschaften, während die etwas höher gelegenen, trockenen Landstriche fast durchweg polnisch sind. Das kann kein Zufall sein. Wir dürfen aber hier nicht übersehen, daß ein großer Teil des deutschen Volksbodens erst durch das Kolonisationswerk der preußischen Könige im 18. Jahrhundert gewonnen wurde. Wir sehen hier die Parallele zu den Verhältnissen in Nordwestböhmen oder in der Budweiser Sprachinsel: die Gebiete, die mit den primitiveren Mitteln der polnischen Wirtschaftskultur urbar gemacht werden konnten, sind von den Polen selbst in Bewirtschaftung genommen worden; wo ihre Technik nicht mehr zureichte, haben die Deutschen die Kulturarbeit geleistet und diese Gebiete sind deutsch geworden. Dadurch wurde auch hier der nationale Charakter des Landes entschieden. Wieder waren es die spezifischen Leistungen der Deutschen, die ihr Kolonisationswerk charakterisieren und dessen dauernden Erfolg bestimmten.

Ganz verkehrt wäre es aber, den Stand der slawischen Wirtschaftstechnik sich allgemein als allzu primitiv vorzustellen. Die neuesten Forschungen von H. F. Schmid zeigen, daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bei den Polen durchaus nicht völlig primitiv gewesen sind. Sicher aber ist, daß die Besiedlung sehr dünn gewesen ist, wie sich z. B. aus den Zahlen ergibt, die W. G l e n für die vordeutsche Besiedlung

der Mark Brandenburg errechnet hat. Dort kommen auch viele slawische Siedlungen in den Niederungen vor, das scheinen aber hauptsächlich wie auch anderswo Fischer- und Zeidlerdörfer gewesen zu sein.

Wenn wir nun in Böhmen in jenen Gebieten, die von den Tschechen bereits in Kultur genommen worden waren, niemals eine Germanisierung im Ganzen feststellen können, obwohl dieses Land zum Deutschen Reich gehörte, liegt auch für die polnischen Gebiete die gleiche Annahme nahe, daß die Ausbildung der politischen Rahmenherrschaft die nationalen Verhältnisse nicht grundlegend verändert hätte.

Es bleibt allerdings noch die Frage, ob die Ausdehnung des deutschen Volksbodens wesentlich günstiger wäre, so zwar, daß wirklich das Land bis zur Weichsel und Düna deutsch geworden wäre, wenn die deutsche Bauernkolonisation, denn sie ist es gewesen, die den nationalen Charakter entschieden hat, früher eingesetzt hätte. Kern meint ja, es hätte die deutsche Binnenkolonisation nach der Ostkolonisation kommen sollen. Daß eine solche Forderung unhistorisch gedacht ist, brauche ich kaum zu betonen, wie auch ein Vergleich der Eroberung Sibiriens durch Rußland unzulässig ist, weil die Verhältnisse hier und dort sehr weit verschieden waren. Waren aber wirklich die Voraussetzungen für eine energische Ostkolonisation im 10. Jahrhundert schon gegeben?

Der sächsische Adel zu dieser Zeit wollte von einer deutschen Kolonisation östlich der Elbe nichts wissen, weil er von christlichen deutschen Bauern, die ein besseres soziales Recht hatten, nicht ebenso hohe Abgaben eintreiben konnte, wie von heidnischen Slawen. Daß es aber dem deutschen König mit dem ganz unzulänglichen Verwaltungsapparat gelingen konnte, gegen den aktiven oder wenigstens passiven Widerstand des Adels das Kolonisationswerk durchzuführen, ist mehr als unwahrscheinlich. Kann man auch von dem deutschen Bauern erwarten, daß er seine Heimat verlassen hätte, die für ihn noch Raum genug bot, um in die Ferne zu ziehen, daß er nicht zuerst seine Dorfgemarkung ausgebaut hätte, ehe er die harte Arbeit der Kolonisation des Ostens auf sich nahm? Kann man annehmen, daß die Grundherren im alten Deutschland ihre Hintersassen in Mengen hätten ziehen lassen, wenn sie in ihrem Bereich noch viel unkultiviertes Land hatten, dessen Urbarmachung ihre Einkünfte erhöhte? Kann man also ein so großes materielles Opfer von den Grundherren erwarten? Ich denke, daß wir diese Fragen ohne weiteres mit „nein“ beantworten dürfen. Aber noch eine Frage! Wir wissen, daß die Leistung des deutschen Bauern auf seiner

höher entwickelten Wirtschaftstechnik beruhte. Besaß diese der deutsche Bauer schon im 10. Jahrhundert? Wäre er damals überhaupt schon befähigt gewesen, das Kolonisationswerk in seiner ganzen Eigenart zu leisten?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir uns ein Bild von der Geschichte der deutschen Kolonisationsarbeit überhaupt machen. Es gibt nur wenige und nicht allzugroße Striche in Deutschland, deren Besiedlung um das Jahr 1000 schon abgeschlossen gewesen ist. Dazu wird man die Rheinebenen rechnen können, auch die Wetterau und sonst einige kleinere Gebiete. Sonst aber, wir können hinsehen, wo wir wollen, zeigt sich uns immer das gleiche Bild. Die Kolonisation geht seit der fränkischen Zeit ununterbrochen weiter und gelangt etwa im 14. Jahrhundert zu einem Abschluß, wird in der Neuzeit wieder aufgenommen und dauert bis zum 18. Jahrhundert an. Erst das 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung bringt neue Verhältnisse; da hört die agrarische Kolonisation auf. Diese ganze Kolonisation geht stetig vor sich, dehnt sich aus, ergreift die mitteldeutschen Waldgebirge, ersteigt die Hochgebirge, reicht nach dem Osten hinüber und weitete den Lebenspielraum des deutschen Volkes überall aus. Wenn wir den Verlauf der Kolonisation als Ganzes überblicken, so erkennen wir, daß die Hauptschwierigkeiten nicht im Roden von Wäldern gelegen war, sondern im Urbarmachen und Trockenlegen der Sümpfe. Sie wurde in größerem Stile erst später in Angriff genommen als die Wälderrodung. Der Erzbischof von Bremen hat 1106 diese Arbeit in den Bremen benachbarten Brüchen Holländern übertragen, die in ihrer Heimat dafür besondere technische Kenntnisse gesammelt hatten. Die Holländer und Flamen spielten dann auch in der Ostkolonisation eine hervorragende Rolle. Außer den Niederländern können wir noch auf einen Faktor hinweisen, der sich gerade in der Kolonisierung von Bruchlandschaften hervorgetan hat, das ist der Zisterzienserorden, der Orden des heiligen Bernhard. Ein altes Sprichwort sagt: Benedictus montes, Bernardus valles. 1098 ist der Orden gegründet worden, bald greift er nach Deutschland über, und von den zwanziger Jahren des 12. Jahrhunderts angefangen, werden in einigen Jahrzehnten Duzende von Zisterzen gegründet. Der Orden unterschied sich vom älteren Benediktinerorden dadurch, daß er die Angehörigen zu schärfster körperlicher Arbeit verpflichtete; insolgedessen gedieh er so glänzend und hat eine ungeheuere Kulturarbeit geleistet, nicht nur im Mutterland, sondern gerade im Osten, wo er als einer der Träger der Kolonisation und

Germanisation bezeichnet werden kann. Der Zisterzienserorden hat mit Vorliebe die Arbeit in den bisher unkultivierten sumpfigen Niederungen übernommen und damit eine Lücke im deutschen Kolonisationswerk ausgefüllt.

Es zeigt sich also, daß jene technischen Kenntnisse, die die Trockenlegung der Sümpfe ermöglichten, erst verhältnismäßig spät erworben worden sind, daß die Deutschen des Mutterlandes sich selbst noch im 12. Jahrhundert darin ausbilden mußten. Wenn wir aber wissen, daß es die Überlegenheit in der wirtschaftlichen Technik, daß es die spezifische Leistung der Deutschen gewesen ist, auf der der Erfolg der ostdeutschen Kolonisation begründet war, können wir wohl auch sagen, daß der Erfolg bedeutend früher gar nicht hätte eintreten können, weil es zweifelhaft ist, ob damals die Deutschen selbst schon diese Überlegenheit besaßen. Sie mußten die lange und harte Schule der Kolonisation des Mutterlandes durchmachen, damit sie das bedeutendste und erfolgreichste Kolonisationsvolk des Mittelalters werden konnten.

Für eine tatkräftige Kolonisation ist immer ein gewisser Druck, der durch eine relative Überbevölkerung hervorgerufen wird, notwendig. Von einer Überbevölkerung in ganz Deutschland kann man gewiß im 10. Jahrhundert noch nicht sprechen. Wenn man aber bedenkt, daß das Gebiet von der Saale und Elbe bis zur Weichsel und Düna größer ist, als das ganze altdeutsche Gebiet, so erhellt, daß der zur Kolonisierung und Germanisierung dieser weiten Räume nötige, ungeheuere Bevölkerungszuwachs einfach fehlte. Es wird dabei immer vergessen, daß außer dem Nordosten die sudetendeutschen Gebiete und auch die österreichischen Länder Kolonisationsgebiete sind und daß auch dort Arbeit geleistet und dorthin Menschen abgegeben werden mußten. Weil in Österreich das Werk wirklich ziemlich vollständig gelungen ist, wird es heute nicht selten übersehen.

Die zielbewußte und umfassende ostdeutsche Kolonisation setzte um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein und dauerte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, dann war die erste Welle abgeebbt, es hörte der Menschenzug aus Altdeutschland auf. Erst im 18. Jahrhundert haben dann die preußischen Könige das Werk mit ebensoviel Tatkraft als Erfolg wieder aufgenommen. Wir fragen aber nach dem Grund des Aufhörens der Kolonisationsarbeit um 1350. Politische Gründe können kaum maßgebend gewesen sein, denn Karl VI. hatte eine klare und erfolgreiche Ostpolitik betrieben. Es war vielmehr ein anderer Grund

entscheidend, der schwarze Tod, die Pest, die um diese Zeit Deutschland in unheimlichster Weise heimsuchte und seine Bevölkerung dezimierte. Wir sehen daraus, daß der Bevölkerungsüberschuß vorher ein treibendes Element für die Kolonisation gewesen sein muß und daß mit der Zuwanderung aus dem Mutterland auch die weitere Kolonisation aufhörte, als der Druck der Übervölkerung schwand. Bemerkenswert ist, daß um die gleiche Zeit aber auch in Altdeutschland die Binnenkolonisation zum Stillstand kam und erst nach längerer Zeit wieder aufgenommen wurde, spricht man doch vielfach vom ausgehenden Mittelalter als von einer negativen Siedlungsperiode. All diese Momente beweisen uns, daß wir die ostdeutsche Kolonisation überhaupt nicht aus dem Ganzen der deutschen Kolonisation herausnehmen dürfen, sie ist deren Teil und nur als solcher verständlich und zu beurteilen. Dadurch, daß man die ostdeutsche Kolonisation aus der Geschichte der deutschen Kolonisationsarbeit aussonderte, sind die wesentlichsten Mißverständnisse entsprungen.

Wenn wir aber im Aufhören des Druckes der Übervölkerung ein wesentliches Moment für das Aufhören der ostdeutschen Kolonisation von Altdeutschland erblicken dürfen, dann ist die Frage nicht unberechtigt, ob sich nicht die Menschenverluste, die die italienischen Feldzüge der deutschen Kaiser bewirkt haben, schädlich für das ostdeutsche Kolonisationswerk erwiesen haben. Diese Frage können wir verneinen. Die Heere, die die deutschen Herrscher nach Italien begleiteten, waren zahlenmäßig sehr gering und bestanden nicht aus Bauern. Daraus ist es auch zu erklären, daß die Ostkolonisation gerade durch die tatkräftige italienische Politik Barbarossas nicht verhindert worden ist, sondern in dieser Zeit so recht einsetzt, nachdem allerdings Barbarossa selbst die wichtige Angliederung Schlesiens ans Reich in die Wege geleitet hat. Wichtiger und verhängnisvoller war es, daß eine Reihe von deutschen Kaisern in jungen Jahren in Italien gestorben sind oder sich den Keim für einen frühen Tod geholt haben. Aber diese Ereignisse haben vielmehr auf die innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland als auf die Ostkolonisation entscheidend eingewirkt.

Für eine erfolgreiche deutsche Ostpolitik und Ostkolonisation mußte eine große Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein, es ist unmöglich, ohne ihre umfassende Heranziehung zu einem voll begründeten Urteil zu gelangen. Auch wir haben eine besondere, allerdings höchst wichtige Frage herausgehoben und versucht, von der Seite der Siedlungsgeschichte

her einen Beitrag zu liefern. Es wäre z. B. noch notwendig, die große nationale Bedeutung der Hanse hervorzuheben, die mit den deutschen Kolonisten und mit den deutschen Städten im Osten immer die Verbindung aufrecht erhalten und damit außerordentlich viel zur Erhaltung des deutschen Volkstums im Osten geleistet hat. Das Vordringen des deutschen Städtewesens nach dem Osten fällt ins 12. Jahrhundert, es wäre ganz unhistorisch, wenn man etwa die Forderung aufstellen wollte, daß diese Bewegung schon im 10. Jahrhundert hätte einsetzen sollen. Ebenso wie die starken Wirkungen, die von der Gründung der vielen deutschen Städte im Osten ausgegangen sind, sollen auch die großen Verdienste der Landesfürsten nicht übersehen werden, wenn wir auch hier auf diese bereits bekannten Leistungen nicht weiter eingehen.

Wir wollen auch die Bedeutung der Einrichtung von Marken im Gebiete des heutigen Freistaates Sachsen und überhaupt an der Elbe keineswegs verkennen oder unterschätzen. Die entscheidende Eroberung des Ostens und seine Erhaltung erfolgte aber durch die friedliche Tätigkeit der Deutschen, nachdem ihnen die Kaiser den Weg dorthin gezeigt, geöffnet, bereitet und offengehalten haben.

Wir haben heute über die deutsche Kaiserpolitik gesprochen. Es war Schicksal, daß das deutsche Volk zu einer Zeit, in der seine innere Staatsorganisation noch nicht ausgebaut war, die ungeheuere Last der Führung der abendländischen Staatenwelt auf sich nehmen mußte. Es war und ist Schicksal des deutschen Volkes, des Volkes der europäischen Mitte, daß es sich nie den großen, politischen Aufgaben einer Zeit entziehen konnte. Die Engländer konnten infolge ihrer gegen den Kontinent geschützten Randlage auf der Insel während innerer Krisen unbehindert von außen ihren Staat ausbauen. Frankreich war trotz seiner inneren Zerrissenheit nach dem Untergang der Karolinger in der Ausbildung der Elemente der staatlichen Organisation Deutschland weit voraus. Wohl mußte sein Königtum zeitweise um seinen Bestand kämpfen, aber gerade dieser Umstand hat früh zur Ausbildung eines einheitlichen Nationalgefühls geführt, hat eine Stärkung der königlichen Zentralgewalt zur Folge gehabt. In Deutschland ist wegen des Fehlens einer wirklichen Bedrohung des Volkes von außen das nationale Bewußtsein erst viel später zur klaren Ausbildung gelangt. Hier ist wegen des Mangels einer unmittelbaren Gefahr für das Gesamtreich in den für die Ausbildung des modernen Staates entscheidenden Zeiten der deutschen Kaiser eine Verkümmern der staatlichen Zentralgewalt eingetreten und die Entstehung einer unmittelbar könig-

lichen, zentralen Gesamtstaatsorganisation verhindert worden. Es war wieder Schicksal des deutschen Volkes, daß es zu der Zeit, als andere schon an die innere Organisation des Staates gehen konnten, sein Reich erst auf- und ausbaute und der innere Ausbau dem nicht folgen konnte.

Deutschland hat Ostpolitik in erfolgreichster Weise betrieben, man vergesse nicht, daß Österreich tatsächlich dem deutschen Volkskörper gewonnen und eingegliedert worden ist und daß das Deutschtum im Nordosten durch seine Kolonisationstätigkeit etwa zwei Fünftel seines Lebensraums gewonnen hat. Das deutsche Volk ist im Mittelalter tatsächlich das erste Kolonisationsvolk gewesen und hat abendländische Kultur und christliche Gesittung weit hinausgetragen. Ist die deutsche Kaiserpolitik die höchste Tradition des Staatsgedankens und der politischen Weltanschauung des deutschen Volkes, so ist die Geschichte der deutschen Kolonisation seine höchste kulturelle Tradition. Beide stehen in engstem Zusammenhang, ja sie sind eine untrennbare Einheit. Der Weg zur erfolgreichen Ostpolitik hat über Rom geführt, es liegt darin die großartige Einheitlichkeit des mittelalterlichen Weltbildes und es ist auch hier ein unergiebiges und unhistorisches Vorgehen, aus dem Ganzen einen Teil herauszuschälen, um ihn allein hochzupreisen und den anderen Teil zu verdammen, da doch beide unzertrennlich und innerlich verbunden waren. Wäre unser Volk größer, wenn es sich den höchsten Aufgaben der Zeit entzogen hätte? Hätte es sich ihnen überhaupt entziehen können, ohne daß der Bestand seines Reiches und die Bildung einer einheitlichen Nation ernstlich gefährdet worden wären? Wir lieben unser Volk gerade in seinem urewigen Drang, die letzten Probleme einer Zeit zu lösen. Das Problem des Mittelalters war das theokratische Weltreich. Man kann dieses Problem heute als undurchführbar beiseite schieben, aber wir dürfen nicht eine Welt verurteilen, die nach einem Ziel gestrebt hat, das in anderer Form auch heute wieder gesucht wird. Der innere Drang, das Verhältnis des Menschen zu Gott in tiefer Frömmigkeit zu gestalten, hat zur Reformation geführt. Politisch ist die Reformation für Deutschland kein Glück gewesen, denn sie hat Deutschland in zwei Lager geteilt, die sich zeitweise in härtestem Kampf gegenüberstanden, weil Deutschland trotz der Reformation nicht zur Gänze protestantisch geworden und wegen der Reformation nicht zur Gänze katholisch geblieben ist. Ist aber ein solcher Maßstab für eine aus tiefstem Innern entsprungene Bewegung zulässig? Ohne die Reformation wäre die unendliche Fülle

des geistigen, vor allem auch des sittlich-religiösen Lebens nicht erreicht worden, ohne die wir uns unser Volk nie denken könnten und nicht denken möchten, durch die Reformation und in ihr sind unendlich viele Werte des deutschen Geistes und der deutschen Seele erst geweckt worden, sind die Deutschen, Protestanten und nicht weniger Katholiken, erst das geworden, was sie sind und worauf wir stolz sind. Wir würden es jedem wehren, dieses deutsche Kulturgut, diese historische Tradition zu zerstören oder zu schmähcn.

Aber ebenso tragen wir die Tradition des hohen Mittelalters in uns und wollen sie nicht verlieren. Wenn jemand ein Urteil auf Grund unserer heutigen Verhältnisse vorbringt, so möchten wir doch die Frage aufwerfen, ob es denn ganz sicher ist, daß spätere Generationen gerade unserer Zeit ein so überlegenes politisches Urteil beimessen werden, daß wir berufen sind, ewige Maßstäbe für volks- und staatspolitische Wertung zu ersinnen und zu verwenden. Als Historiker verlangen wir Ehrfurcht vor der Vergangenheit und vor unseren Vorfahren. Daß uns das Schicksal die schwere Last einer besonders bitteren Gegenwart aufgelastet hat, darf uns nicht dazu führen, mit der Vergangenheit zu hadern, darf uns nie vergessen lassen, daß wir im ewigen Leben unseres Volkes nur ein Glied sind, aber ein Glied, das die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet. Darin liegt unsere historische Verantwortlichkeit. Wohin die Zukunft unser Volk führen wird, wissen wir nicht, aber eines wissen wir, daß wir diesen Weg nicht mit Erfolg gehen könnten, wenn wir ihn im Hader mit unserer Geschichte und damit mit uns selbst gehen, wenn wir nicht an unsere Geschichte und geschichtliche Sendung glauben wollten, so wie sie war. Wir brauchen deshalb nicht vor Fehlern die Augen zu verschließen oder unser Urteil zu unterdrücken, wir haben aber gesehen, daß wir uns ohne Vorbehalt unserer Geschichte freuen können. Wir müssen uns immer fragen, ob nicht das, was ihren tragischen Charakter verursacht, Schicksal ist und was ihr an großen Versäumnissen vorgeworfen wird, Wunschgedanken, die der politischen Lage der Gegenwart entsprungen sind, aber keineswegs wahrhaft historische Maßstäbe. Die deutsche Kaiserzeit und Kaiserpolitik hat das Urteil der Nachwelt nicht zu scheuen, sie muß nur allseitig beurteilt werden. Die schwere politische Lage des deutschen Volkes in unserer Zeit ist nicht die Folge einer verfehlten Politik der deutschen Herrscher des Mittelalters. Ranke hat gesagt, daß jedes Zeitalter unmittelbar zu Gott sei, d. h., daß es nach seinen eigenen Werten zu beurteilen sei. Darin allein läge schon die volle Rechtfertigung der

italienischen Kaiserpolitik, wir konnten aber noch zeigen, daß die deutsche Kaiserzeit auch das Urteil nach anderen Maßstäben nicht zu fürchten braucht. Dadurch, daß wir aber dieses Zeitalter mit Hilfe der Siedlungsgeschichte von der schweren Hypothek befreien können, mit der es in einer sehr weit verbreiteten Geschichtsauffassung belastet ist, werden seine Werte um so eher und leichter historisches Gegenwartsgut.

„Seit meinem Zurücktreten aus den öffentlichen Verhältnissen“, schrieb am 19. August 1818 der Freiherr vom Stein an den Fürstbischof von Hildesheim, „beschäftigte mich der Wunsch, den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und des Gedächtnisses unserer großen Vorfahren beizutragen“ (Vgl. H. Brehlau, Neues Archiv, 42. Bd. S. 3). Dieser Wunsch ist für uns ein Vermächtnis, das wir bewahren wollen, er bezeichnet die verantwortungsvolle und erhabene Aufgabe, durch gründliches Studium der Liebe zu unserem großen, gemeinsamen Vaterland zu dienen, unserem Volk durch wirkliche Kenntnis seiner selbst innere Ruhe und Sicherheit zu gewähren, unserer Generation bescheidene Ehrfurcht vor unserer Geschichte einzulösen und ihm die Pflichten gegenüber unseren Vorfahren und die Verantwortung gegenüber nachfolgenden Geschlechtern zu zeigen. Vaterlandsliebe und Wissenschaft, Vaterlandsliebe aus Wissenschaft und Wissenschaft aus Vaterlandsliebe, das wollen wir heute im Gedenken des großen Freiherrn geloben. Wir sind nur ein kurzes Glied in der Geschichte unseres Volkes, mögen spätere Jahrhunderte von uns sagen, daß wir deutsch waren, ebenso deutsch, wie es der Freiherr vom Stein, wie es unsere Vorfahren im Zeitalter der deutschen Kaiser gewesen sind.